

(Nachdruck verboten)

6) Der Flurschütz.

Roman von Alfred Bock.

IV.

An der Einfahrt zur „Krone“ in Eschenrod lungerte der Bettelkaspar mit knurrendem Magen und spionierte, ob er jemand abfangen könne, der einen Bissen Wurst und ein paar Glas Bier für ihn bezahle. Just kam der Hausmehger Kreiling die Straße herauf. Der hatte den Messergurt umgeschmakt, trug das Schlachtzeug auf dem Arm, und seine blutbespritzte Schürze ließ darauf schließen, daß er eben sein Handwerk ausgeübt hatte.

Der Bettelkaspar ging an ihn heran.

„Heinrich, Christemensch, willst Du für einen armen Hungerleider was thun?“

Der Møgger, der ein Pfennigsucher war, sagte, ohne sich auf die Anzapfung einzulassen:

„Alleweil hab' ich beim Flurschütz geschlacht', spud' Dich, da giebt's Meßelsupp'.“

Der Bettelkaspar schnoberte mit aufgeblähten Nasenflügeln in der Luft herum, als suche er die Bitterung, dann lief er mit einem „Zuck!“ wie bejessen davon. Zwei Minuten später stand er atemlos in des Flurschützens Stube, wo die Fremdschaft schon beisammen war; der Ortsdiener und der Sägmüller mit ihren Frauen, der Better Rödel und der Kagenhannes.

Der Flurschütz hieß seine Gäste sich niedersetzen. Als bald stellte Christine, die neue Magd, die Suppenschüssel auf den Tisch. Die war im Handumdrehen geleert und wurde nicht weniger als dreimal gefüllt. Was eine richtige Meßelsuppe war, die gab dem Menschen Saft und Kraft, da mußte man sich etwas zu gute thun. Für die unergründliche Tiefe dieser ausgepöchten Bauernmägen bedeuteten drei Keller voll nicht viel. Das bewies die unverminderte Eplust, die sich beim zweiten Gang bemerkbar machte. Da gab es Wellfleisch mit Sauerkraut, zuguterletzt noch frische Wurst. Ein Fäßchen Lagerbier lag zum Anstich bereit, zuvor machte ein Glas Bramntwein Quartier. Nun kam erst die Unterhaltung in Fluß.

Der Ortsdiener meinte, man müsse beklagen, daß die Schweinezucht zu Eschenrod so herunter gekommen sei. Da zähle man knapp zwei Duzend Züchter, man verlasse sich auf die Schweinetreiber. Ihm sei eine Liste durch die Hand gegangen, in den fünfziger Jahren niedergeschrieben. Dazumal habe Eschenrod hundertzehn Häuser mit siebenhundert Infassen gehabt, und doch habe man an die achtzig Ruchtsauen gehalten, die im Jahr ihre achthundert Ferkel warfen. Jetzt machten die Eschenroder sich wichtig, daß sie's auf zweitausend Seelen gebracht, aber dreihundert Ferkel im Jahr bei dreimal größerer Einwohner-schaft seien gewiß schon hoch gegriffen. Der Rückgang rühre einzig daher, daß den Bauer die Gewinnjucht plage, daß die Schweinezucht nicht so profitlich sei.

„Ich kann so ein Trawatschen gar nicht hören,“ sagte der Bathasar Rödel ärgerlich. „Dadrüber schwächst Du nix, daß das letzte Jahr hier fufzig Säu an der Rofhsicht gefallen sind. Als wann einem da nicht die Lust zur Selbstzucht berging'.“

„Ei gud' doch nur einmal in Dein' nakmistigen Stall,“ rücte der Ortsdiener dem Bathasar auf den Leib. „Du gönnst ja Deinen Säu nicht das bißchen Stroh. Kein Wunder, wann sie da krepieren.“

Der Bathasar wurde fuchsteneufelwild.

„Du bist mir zu schlecht, daß ich mit Dir disputier'.“

„Halt' Ruh', ihr Leut', halt' Ruh',“ besänftigte der Flurschütz die Aufgeregten.

„Ich sein auch gegen die großpratschige Schweinezucht,“ rief der Kagenhannes. „Dadurch zieht sich nur das Ungeziefer ins Ort.“

„Mußt Du auch Dein' Senf dazu geben?“ sagte der Sägmüller von oben herab.

„Du Holztopp hast keine Ahnung von den Sachen,“ fertigte

ihn der Kagenhannes ab, „das Ungeziefer verschleppt die Pest. Alleweil ist sie schon im Portugiesischen.“

Das hatte der Flurschütz auch gelesen. So eine Seuche fliege schnell wie der Wind. Eh' man sich umgucke, sei sie im Lande.

Die Weibsleut spürten ein Frösteln im Rücken und riefen erschrocken:

„Gott sei bei uns!“

„Demacher geht's Euch an den Kragen,“ ängstigte sie der Bettelkaspar. „Und weil wir gerad' von der Pest eh' schwägen, will ich Euch einmal eine Geschicht' verzählen.“

Wenn der Kaspar etwas zum besten gab, da wußte man nie, war's Zug oder Ernst; doch ließ man ihm willig allzeit das Wort. Nun hob er an:

„Vor ein paar hundert Jahr ist die Pest hier im Ort gewest. Da war ein großes Sterben unter den Leuten. No kam einmal am Nachmittag ein alter Bettelmann in ein Haus und fordert' sich ein Stückelchen Brot. In dem Haus war eine alte Frau. Die saß vorn auf dem Bett und heult'. Was kreischt Ihr dann so? fragt der Bettelmann. Ach, jagt' die Frau, mein Mann ist mir an der Pest gestorben, dort neben liegt er auf dem Stroh. Und meine zwei Buben sein in den Wald gelaufen, dann über den Hollerbach kann die Pest nicht kommen. Guckt her, so schwarz wie Kienruß ist mein Mann. Eh' sein ich mutterallein. Weibst da und helst mir mein' Mann begraben. Das will ich thun, jagt' der Bettelmann, aber ich sein hungrig, habt Ihr dann nix für mich zu essen? Ja, jagt' die Frau, auf dem Ofen stehn Speckkartoffel. Schneid' Euch auch ein Stück Brot dazu. Der Bettelmann ah' tüchtig und wie er so ackelt, da kam durchs Fenster ein Ding geflogen so groß wie eine Maus und fuhr in ein Nagelbohrloch in der Wand. Auf einmal sprang der alte Mann auf und nahm einen hölzernen Nagel und schlug den in das Loch und sagt: Gott sei Lob und Dank, daß ich dich hab'. Das war die Pest. Eh' hab' ich sie aber geherigd vernagelt. Ihr könnt Eure Buben wieder rufen, Frau. Und die Frau ging nebig das Haus und that auf dem Finger pfeifen. Da kamen die Buben, und die Mamme verzählt ihnen, wie's der Bettelmann mit der Pest gemacht hat. Eh' waren die zwei Buben froh. Und der Bettelmann muß' über Nacht dableiben und hat sich sell aufs Heu gelegt. Von der Stund' an hat man in Eschenrod nix mehr von der Pest gehört.“

„Wo hast Du die Stuffererei dann her?“ lachte der Flurschütz.

„Von meinem Ellervater,“ verjette der Bettelkaspar mit ernsthaftem Gesicht, „und dem hat's wieder seine Ellermutter verzählt.“

Auf die Ortsdienerin und die Sägmüllerin hatte die Erzählung Eindruck gemacht. Da man der alten Pestilenz, vermeinten sie, in Eschenrod so übel mitgespielt habe, werde die neue klüglich das Dorf überhüpfen.

„Das steht dahin,“ sagte der Bettelkaspar mit der Miene eines Angliadspropheten. „In jedem Fall habe ich einen hölzernen Nagel parat. Der ist in der Neujahrnacht im Hollerbach geschwenkt. Eh' laßt das schwarze Ding nur kommen, ich schlag's Euch durch und durch in die Wand. Das heißt, das ist kein leicht Geknofter. Da brauch't's eine mordmäßige Kräftigkeit. No sein ich auf schmale Kost gesetzt. Ja, wann ihr euch salvieren wollt, dann Futtert mich geherigd heraus.“

Die Männer lachten aus vollem Halse und tranken dem Bettelkaspar zu. Der tischte noch mancherlei Schnurren auf und hielt die fröhliche Stimmung wach. Auf die geschäftig hin und her trippelnde Christine deutend sang er:

„Eh' wird geschlacht' und Spitalat gemacht,

Das Mädche hier wird gar net betradt'.

Schwarzbraun das Mädchen, schwarzbraun das Bier,

Komm, Christine, und trink mit mir.“

Er hielt ihr das volle Glas hin, und sie that ihm ohne Geziere Bescheid. —

Der Bauer teilte mit seinen Dienstboten nicht nur die Arbeit, er ist auch mit ihnen an einem Tisch. So verstand sich von selbst, daß der Flurschütz seine Dienstmagd aufforderte, mitzuhaltten. Doch lehnte diese bescheidenlich ab. In der Küche sei noch ein Hausen Arbeit, und wenn sie schaffe wie ein Feind, so habe sie bis in die Nacht zu thun. —

Bei sinkendem Tag entfernten sich die Schlachtfest-Gäste. Der Flurschütz rief in die Küche:

„Christine, morgen ist auch noch ein Tag. Mach' Licht in der Stub'. Ich will was lesen.“

Da legte sie ihre Arbeit beiseit und steckte das Erdöl-Lämpchen an. Der Flurschütz zog das Kreisblatt hervor, das er jeden Abend eifrig studierte. Sie holte ihr Strickzeug aus der Kammer und ließ sich auf der Ofenbank nieder. Nun war's in der Stube mauesstill, daß man nur das Klappern der Nadeln hörte. Die flogen hurtig hin und her, doch schneller flogen die Gedanken.

Du liebe Zeit! Sechs Wochen schon, daß sie im Dienst beim Flurschütz war. In tausend Aengsten war sie gekommen. Ja, wie dann, wenn der Mann ein Erobian war, dem man parti nichts recht machen konnte. So Menschen gab's doch genug in der Welt. Sell führt' er sie im Haus herum und wies ihr die Arbeit und war nicht ein bißchen herrisch. Eh' thu' Dir im Anfang nicht zu viel, war seine Sprach', wann das Rad geschmiert ist, läufst's von selbst. Dafür hatte sie selbighmal freilich kein Ohr und raderte sich unbändig ab. 's war auch ein schöner Dred im Haus. Die Schnappersgritt konnt' sich nicht bücken, so war's in den Ecken liegen geblieben. Jetzt dauert's acht Tag', und alles war sauber, da lag kein Fisselchen mehr herum. Was eine ordentliche Mannsperjon war, die fühlte sich doch im Dred nicht wohl. No ging er auch mehr aus sich heraus und that so allerlei verzählen, was im Dorf passiert war und drauß' im Feld. Das merkte sie bald, er hatte in allem seinen eignen Kopf, und wenn man ihn so sprechen hörte, da konnt' man denken, er hätt' die Schneidigkeit mit Löffeln gegessen. Hinterher durft' sie sich bei dem Lehrer zu Welda bedanken. Bei dem hatte sie ihr Teil profitiert, konnte dreinreden jetzt und brauchte ihren Dienstherrn nicht anzugaffen wie die Stuh das neue Scheuerthor. Darüber mußt' sie sich baß verstaunen, daß er so selten von seinem Jakob sprach. Ja freilich, wenn man die zwei gegeneinander hielt, die waren bei stockfinsterner Nacht unterschiedlich. Die Kernhaftigkeit sah dem Flurschütz aus dem Gesicht, und sein Wort und sein Werk waren gewißlich eins. Hätte der Jakob nur ein Quentchen von seinem Vater gehabt, so saß sie jetzt nicht wie auf glühenden Kohlen und hatte als Schwiegerochter Einsitz und Recht. —

Der Flurschütz sah von seiner Zeitung auf.

„Christine, mir war's, als hätt' eins an die Hausthür geklopft. Such doch einmal nach.“

Christine ging hinaus, und ein paar Minuten verstrichen, bis daß sie wiederkam.

„No?“ fragte der Flurschütz.

„Der Briefträger wars,“ sprach sie stockend und gab ihm mit zitternder Hand einen Brief.

Der Flurschütz schüttelte den Kopf.

„So spät?“

Er las die Aufschrift. Darüber stand „durch Eilboten zu bestellen“. Es war Jakobs Hand. Er schnitt mit dem Taschmesser den Umschlag auf und faltete den doppelt zusammengelegten Briefbogen auseinander. Jakob schrieb:

„Lieber Vater!

Dadurch, daß der Herr Professor Wahrmond vor acht Tagen gestorben ist und der Herr Assistent Fliegenschmidt einstweilen die Fachklasse für Dekorationsmalerei über sich hat, müssen wir jetzt auch Reisen machen, den Rhein hinauf und herunter, sogar bis ins Holländische, damit wir etwas von der Welt zu sehen kriegen, was für uns sehr notwendig ist, wenn wir etwas leisten sollen. Das kostet aber extra viel Geld. Dann haben wir uns manches neu anschaffen müssen. Mein Stiefelwerk war auch nicht in der Reihe, und ich habe einen Hut und einen Anzug gekauft. Nebenher habe ich an einen Kamerad aus dem Brandenburgischen Geld verliehen und nicht wiedergekriegt. Jetzt sitz' ich wie auf Nadeln, denn ich muß doch begahlen, was ich schuldig bin und habe nichts mehr. Sei so gut und schick' mir dasmal dreihundert Mark, daß ich nicht fortwährend zu schreiben brauche, und wenn Du es möglich machen kannst, doch gleich, weil ich ganz abgebrannt bin und deshalb fünfunddreißig Pfennig auf den Brief geklebt habe, daß er mit der Eilpost fortkommt. Sei auch viermal gegrüßt von

Deinem Sohn Jakob Schwalb.“

Indes der Flurschütz las und dabei nach seiner Gewohnheit die Lippen leise bewegte, beobachtete ihn Christine, ihren Platz wieder einnehmend, mit gespannter Aufmerksamkeit.

Seine Miene verfinsterte sich und seine Stirnadern schwellen. Nun schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Himmelsakermant!“

Christine sprang erschrocken auf.

„Wann hast Du das Geld lezt fortgebracht?“ wandte er sich gegen sie.

„Geht' vor acht Tag“, erinnerte sie sich.

„Gelt?“ nickte er und fügte grimmig hinzu: „So'n Fittch!“

„Was habt Ihr dann?“ wagte sie sich schüchtern heraus.

„Ein' nirnützigen Bub!“ beschied er sie barsch, daß ihr der Mut zu fernem Fragen verslog.

Er zog die Tischschublade auf und langte Schreibzeug und Papier hervor. Darauf schrieb er an seinen Sohn:

„Lieber Jakob!

Weil Du es mit Deinen fünfunddreißig Pfennig Porto so eilig machst, sollst Du gleich Antwort haben, aber zehn Pfennig thun es auch. Am ersten Februar hast Du Deine achtzig Mark gekriegt und acht Tag drauß' fußzig nachverlangt, weil Du durch ein Loch in Deiner Hosentasche Dein Geldbeutel verloren hast und es kein' ehrlichen Finder in Düsseldorf giebt. Sell hab' ich gedacht, der Jakob lügt das Blau vom Himmel herunter und hab' die fußzig Mark hergegeben. Was thut man nicht alles, wenn man so hampelmännisch ist. Jetzt hat aber die Geduld ein End. Hältst Du Dein' Vater für so einen dummen Esel, daß er Dir den Schwindel glaubt? Lug und Trug! Dreihundert Mark willst Du mir ablugen? Bin ich ein reicher Mann? Wo soll ich das Geld dann hernehmen? Ja freilich krieg' ich morgen mein Pachtzins ein, aber ich muß doch auch was für meine Lebensucht übrig halten, wo mir's als Flurschütz so wenig trägt und ich außer dem Garten nichts ziehen kann. Jetzt wollen wir doch einmal rechnen. Bis Johanni, wo Du fertig bist, macht es vierhundertachtzig Mark aus, was Du zu kriegen hast. Zweihundertundsechzig Mark hast Du vorweg, bleiben noch zweihundertundzwanzig Mark. Mehr brennst Du mir nicht auf, so wahr ich lebe. Für was hast Du das Geld wieder verlamert? Ich sage aber garnichts mehr, denn es ist doch alles bei Dir in den Wind geschlagen. Dein Mutterteil hast Du lang verkonsumiert. Wo ich selbst nicht viel in die Milch zu broden habe, sollst Du mich nicht an den Bettelstab bringen. Ich denke so: Du steckst jetzt wieder in einer großen Dreckerei, sonst hätt'st Du die fünfunddreißig Pfennig nicht draufgeklebt. Dessenwegen will ich mich morgen umthun, daß ich die zweihundertundzwanzig Mark auftreib, wo Dir bis Johanni zukommen. Damit basta! Hernach kannst Du ein Ohmfaß Tinte verschreiben, ein Hundsfott soll man mich heißen, wann ich Dir noch einen Pfennig schick. Ein Lumpes wie Du kommt nicht zu Verstand, als bis er sein Brot verdienen muß und dazu hast Du weiß Gott die Aelte. Allenweil bin ich fertig. Es grüßt

Dein Vater Daniel Schwalb.“ —

Er überlas noch einmal, was er niedergeschrieben hatte und schloß den Brief.

„Du kannst Dich legen,“ sagte er zu Christine, die mit vergeiftertem Gesicht auf der Ofenbank kauerte, „ich hab' noch was beim Koeckel zu thun und komm' vor zehn Uhr schwerlich heim.“

Sie bot ihm gute Nacht und ging in ihre Kammer hinauf. Da sie sich entkleidete, hörte sie ihn mit schweren Schritten das Haus verlassen.

„Nichtsnütziger Bub!“ Das gellte ihr noch immer in den Ohren. Was hatte den Mann so in die Rage gebracht? Ja, wenn man nicht vernagelt war, konnt' man sich's wohl zusammenreimen. Da war ein Eilbrief vom Jakob gekommen. Die Handschrift hatte sie gleich erkannt, hatte ein Zittern am ganzen Leib verspürt. Daß Gott erbarm! Der Jakob war und blieb doch ein Lüderjan. Der hatte gewiß wieder etwas pegiert, saß in der Klemme und schrieb um Geld. Nun gar dem Flurschütz sein wütig Gesicht. Herrjesses! Wenn der erst dahinter kam, wie sein Jakob bei ihr auf dem Kerbholz stand, spie er Feuer und Flamme vor Zorn. Auf einmal fiel ihr das Herz in die Schuhe. Wie hatte der Lehrer zu Welda gesprochen? Wer von der Hoffnung leben will, der tanzt einen Schleifer ohne Musik. Du lieber Himmel, wie sollte das werden!

V.

Der bankrotte Kolonialwarenhändler Damian Scheuer hatte in der Hubertusstraße zu Düsseldorf eine Wirtschaft eröffnet, die von Kleinbürgern, hauptsächlich aber von Schülern der Kunstgewerbeschule besucht wurde. Ein guter Freund hatte dem Falliten unter die Arme gegriffen, so

daß er in wohlgegerichteten Lokale ein trinkbares Bier und eine reichhaltige Speisekarte bot. Unter den Gästen raunte es einer dem anderen zu, daß Scheuer mit doppelter Kreide schrieb, doch sah man duldsam darüber hinweg, weil der Mann ein lustiger Vogel und im Vorgen nicht bedenklich war, vor allem, weil seine bildhübsche Tochter die Aufmerksamkeit hatte. „s Nettche“ war eine kokette Blondine, die das Liebäugeln aus dem HZ verstand. Heute rühmte sich der ihrer Gunst, morgen jener. Kam ihr lustern jemand zu nahe, wick sie schäfernd anglatt aus. So nahm sie den Gästen die Zehrung ab und führte alle am Narrenseil.

Einer ihrer glühendsten Verehrer war der Kunstgewerbeschüler Jakob Schwalb. Als Courmacher den gewandteren Kameraden gegenüber seine Plumpheit heraussühlend, suchte er derart auf das Mädchen Eindruck zu machen, daß er sich als Sohn eines begüterten heffischen Dekonomen aufspielte und Thaler um Thaler springen ließ. Dafür erhaschte er manch feurigen Blick. Und Tag für Tag in der Kneipe verkehrend, paßte er die Gelegenheit ab, mit dem Nettchen ein Stündchen allein zu verplaudern.

Er war jetzt in die Fachklasse für Dekorationsmaler aufgerückt, malte nach plastischen Vorbildern, entwarf auch schon selbständig Wand- und Deckengemälde. Daß der Professor Wahnmond sich weggemacht, hatte ihn besonders hart getroffen, denn der hielt große Stücke auf ihn. Mit dem Assistenten, dem Herrn Fliegenschmidt, war nicht viel los. Das war ein eingebildeter Mensch, sah gar in der Klasse auf militärische Zucht. Das ließ man sich wohl beim Kommiss gefallen, in der Kunstgewerbeschule pfiß man drauf. Und weil der Assistent ihn immerfort feierte, hatte er sich's in den Kopf gesetzt, dem Menschen Widerpart zu halten. Er schwänzte einfach den Unterricht.

(Fortsetzung folgt.)

Die 4. Ausstellung der Berliner Seceffion.

Die Berliner Seceffion hat in ihren Ausstellungsräumen beim Theater des Westens für die Wintermonate eine Ausstellung der „zeichnenden Künste“ veranstaltet. Sie will damit, wie im Vorwort des Katalogs betont wird, eine Ehrenschuld einlösen, da bei den bisherigen Veranstaltungen aus Mangel an Raum die graphischen Künste nicht ihrer Bedeutung gemäß hätten gezeigt werden können. Sie hat eine sehr wertvolle Ausstellung zu stunde gebracht, die wieder einmal lehrt, daß das zeichnerische Schaffen im allgemeinen bei uns in einer erfreulicheren Entwicklung ist, als das malerische. Es ist auch wohl gut, daß man sich bei der ersten derartigen Ausstellung auf die deutsche Kunst beschränkt hat, um so zunächst einmal von dieser ein geschlossenes Bild zu geben. Man braucht bei der Berliner Seceffion nicht zu fürchten, daß sich in ihr je derselbe Geist geltend machen könnte, wie namentlich bei einer Dresdener Clique, die am liebsten „Einfuhrverbote“ für ausländische Kunstwerke durchsetzen möchte, um ja den „heimischen Markt“ von der für solche Künstler allerdings vernichtenden „Konkurrenz“ zu befreien. Für die folgenden Ausstellungen muß man es dringend wünschen, daß auch die ausländischen Zeichner stärker herangezogen werden; das Bild würde dann noch viel reicher, die Mannigfaltigkeit der Stile noch viel größer werden, da heute jeder begabte Zeichner sich seinen individuellen Stil schafft. Ein Bedauern kann man nicht unterdrücken, daß in einer solchen Ausstellung, wie die Verhältnisse liegen, Adolf Menzel nicht vertreten sein konnte, der vor allen andern hierhin gehörte.

Die Ausstellung faßt den Begriff der Zeichnung sehr weit; sie zieht eigentlich alles heran, was nicht Ölmalerei ist, nicht nur die eigentliche Zeichnung mit Blei, Feder, Kreide oder Kohle, sowie die Radierung, Lithographie usw., sondern auch Aquarell, Pastell und Gouache. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß aller diesen Techniken gegenüber die Malerei mit Oelfarben schwerer zu bewältigen ist, so daß in ihr viel von der ursprünglichen Frische verloren geht, während die Zeichnung einen mehr unmittelbaren Einblick in das künstlerische Schaffen giebt. Vielleicht wäre die Ausstellung noch reizvoller geworden, wenn man in dieser Beziehung wirklich strenger gewesen wäre. Viele der gezeigten Arbeiten, namentlich Gouache- und Pastellbilder, unterscheiden sich hierin von ausgeführten Oelbildern kaum, nur daß die andre Technik natürlich auch einen andern Charakter bedingt.

Gerade wegen ihres ursprünglicheren Charakters und ihres individuelleren Gepräges wird der Zeichnung in der modernen Kunst eine ganz andre Beachtung gewidmet als in jeder früheren Periode. Von alten Meistern sind ja auch zahlreiche Zeichnungen erhalten, die sich heute der höchsten Schätzung erfreuen, aber für ihre Urheber selber hatten sie einen so großen Eigenwert nicht. Für diese waren es Studienblätter, Vorarbeiten zu Gemälden oder für die vervielfältigenden Künste, in denen bestimmte Einzelheiten,

etwa der Bau eines Kopfes, seine Umrisse, seine Licht- und Schattenverhältnisse, sein Ausdruck, oder bei ganzen Figuren die Haltung, so wie sie im Bilde gebraucht werden sollte, fixiert wurden. Wie wir aber heute überhaupt dazu gelangt sind, in einem Kunstwert immer die subjektiven Werte zu suchen, nach der Künstlerindividualität zu fragen, die hinter dem Werke steht, so ist uns die Zeichnung ein besonders wichtiges Mittel dazu geworden. Wenn der Maler ein Motiv mit wenigen wichtigen Strichen zu Papier bringt, so wird das Ergebnis in der That in viel höherem Grade die Besonderheit seiner künstlerischen Anschauung, seiner Art zu gestalten, kennzeichnen, als wenn er ein Bild ausführt, das nicht nur in einer mühsameren Technik geschaffen wird, sondern bei dem sich auch die typischen Kompositionsgesetze viel stärker durchsetzen.

Eine Aufzählung alles dessen, was die Ausstellung — die gegen 700 Nummern umfaßt — an Beachtenswerten enthält, kann hier natürlich nicht versucht werden. Eine Anzahl der Blätter ist, namentlich soweit es sich um Vorlagen für Reproduktionen handelt, auch schon bekannt. So genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Gruppe der „Jugend“ und „Simplicissimus“-Zeichner in einer Reihe von Originalen gut vertreten sind; von den letzteren haben besonders Th. Th. Heine und Wilhelm Schulz (Charlottenburg) eine größere Sammlung ihrer Blätter gesandt. Auch von Graf Kalderuth, der jetzt nach Stuttgart übersiedelt ist, von Hans Thoma und Hanns v. Wolmann, den Karlsruheern, von Gotthard Kühn aus Dresden, von den Wörpswederern sieht man schöne Blätterzeichnungen, Radierungen und Lithographien — in ihrer bekannten Art. Natürlich sind auch die Mitglieder der Berliner Seceffion vollständig vertreten. Am zahlreichsten sind die Blätter von Max Klinger; es sind neben Altstudien in der Hauptsache Radierungen aus seinen großen Cyklen, der „Brahms-Phantasie“ und „Vom Tode“. Von Käthe Kollwitz sind Skizzen und Studien zu ihren großen Radierungen „Carnagole“ und „Aufruhr“ ausgestellt, die besonders interessant sind, weil sie die Entstehung und das Reifen einer künstlerischen Idee im einzelnen verfolgen lassen. Fast noch kräftiger wie in der fertigen Radierung erscheint der Zug der Aufrührer auf dem Skizzenblatt, noch elementarer in der ersten Anlage die gigantische Gestalt, die die Fadel schwingend über ihnen schwebt. Mit derselben Aufmerksamkeit wird man auf dem Blatt „Carnagole“ die verschiedenen Stadien vergleichen, in denen der düstere Eindruck der Scene immer padender herankommt.

Sehr angenehm überrascht steht man vor den Arbeiten Ludwig v. Hofmanns. Der Künstler hatte durch seine anspruchsvollen Bilder in den letzten Jahren mehr und mehr befremdet; sie wirkten dekorativ im schlechten Sinne. In diesen kleinen Studien und Entwürfen erkennt man wieder seine koloristische Begabung; es sind besonders sorgfältige Alt- und Landschaftsstudien in Pastell, in denen eine weiche Farbe sehr zurückhaltend gebraucht ist und sehr annützlich wirkt. Auch der Reichtum an Motiven, die Fülle an originellen Einfällen in den kleinen phantastischen Blättern übt einen großen Reiz. Das Wesen der modernen Zeichnung in dem oben ange deuteten Sinne kennzeichnen am besten die Arbeiten von Max Liebermann. Von einem sehr geachteten akademischen Lehrer, der durchaus nicht zu den alten Knaben gehört, wurde neulich erzählt, daß er einem Schüler ganz im Vertrauen mitgeteilt habe, Liebermann habe „eigentlich keine Ahnung vom Zeichnen“. Dieses Diktum zeigt den tiefen Gegensatz zwischen dem akademischen Zeichnen und dem, was ein Liebermann darunter versteht. Es ist begreiflich, daß des letzteren Art in den Augen desjenigen nicht besteht, der das Hauptgewicht auf korrekte zeichnerische Durchbildung legt. Liebermann geht auch in seinen Zeichnungen auf keine andern Ziele, als in seiner Kunst überhaupt. Ihm kommt es nur auf den Gesamteindruck an, in ganz wenigen großen Strichen läßt er etwa eine weite Dämmerlandschaft vor unsren Augen erstehen; der Eindruck der Weiträumigkeit ist da, auch ohne jede Durchführung. Oder er zeigt ein Menschengewühl am Straube, ohne auch nur eine einzige Gestalt durchzuzeichnen, er führt in einem Pastell in eine Korbmacherwerkstatt, und wieder ist es nur das eigentümliche Leben des Raumes, der Vichteinfall, die allgemeine Bewegung der Arbeitenden, die er zu einem lebensvollen Bilde zusammensetzt. In Liebermanns Zeichnungen ist die Ursprünglichkeit des Temperaments am stärksten gewahrt. — hl.

Kleines Feuilleton.

— Mumpig. Wer zwischen Berlin und Wien pendelt, weiß, daß Mumpig sowohl wie „Pflanz“ ist, einfach „Pflanz“. Gleichwohl haben östreichische Richter in mehreren Instanzen den armen Mumpig einer hochnotpeinlichen kriminellen Untersuchung unterzogen, weil er mit der katholischen Kirche karambolierte. Und kürzlich war der oberste Gerichtshof von Oestreich als Kassationshof mehrere Stunden lang mit Mumpig beschäftigt. Man schleppte Lexika herbei, die wenig Anstalt gaben. Man hat sogar drei verschiedene Mumpig entdeckt, den berlinischen, den sächsischen und den nordböhmischen von Leitmeritz. Nach vergeblichen Anstrengungen wurde der Mumpig, der in Leitmeritz zu acht Tagen strengen Arrestes verurteilt worden war, vom Kassationshof „wegen Bedenken gegen die Richtigkeit des Urteils“ an die erste Instanz zurückgewiesen, doch vor andre Richter, die nochmals die zweifelhafte Erklärung des Wortes Mumpig prüfen sollen. Auch

dieser Sündenfall begann mit dem Weibe. Der Töpfermeister Wiese wollte seine Cousine heiraten, mußte aber sehr lange auf den erforderlichen Kirchenspäns warten. Da jagte ein anderer Töpfer Rudolf Kändler im Wirtshause: „Nu hören Se, in der katholischen Kirche giebt's Sie ooch Mumpiz.“ Er war nämlich aus Sachsen, wo die Pastoren wachen. Ein anderer ultramontaner Gast sah durch den „Mumpiz“ den Felsen Petri bedroht, ging hin und zeigte den Töpfer wegen Religionsbeleidigung an. Das Kreisgericht Leitmeritz entschied, daß in Sachsen Mumpiz etwas „Dummes, Unsinniges“ bedeute, daher acht Tage strengen Arrest für den unsinnigen Töpfer recht und billig seien. Vor dem Kassationshof aber machte der Verteidiger geltend, daß der gebürtige Sachse stets in Deutschböhmen gelebt habe, wo Mumpiz nichts andres als etwas „Ueberflüssiges, Nicht-Zweckentsprechendes, Weitläufiges“ beizagen wolle. Jedemfalls schle ihm der Dolus. Der oberste Gerichtshof entschied wie Nathan der Weise: Er läßt andre Richter urteilen. Berliner, Sachsen, Deutschböhmen herbei! Es strebe von euch jeder um die Wette, den wahren Sinn des Mumpiz an den Tag zu legen. —

Litterarisches.

nr. Kurt Aram: „Die vornehme Tochter.“ Geschichten und Skizzen. Berlin. F. Fontane u. Co. — Von Kurt Aram, der unsern Lesern durch seinen Roman „Unter Wolken“ bekannt ist, liegt jetzt ein Band Novellen und Skizzen vor, die, in Bezug auf Inhalt und Umfang sehr verschieden, zusammengehalten werden durch das einigende Band einer gemeinsamen Grundanschauung. Welcher Art diese ist, bringt der Dichter zu knappem, aber deutlichem Ausdruck im letzten und kürzesten Stück der Sammlung, das betitelt ist: „Die Lustpumpe.“ Darin läßt er „seinen Freund, den Lyriker“, am Bierisch die Schulerinnerung erzählen, wie der Pshyklehrer den Jungens das Wirken der Lustpumpe veranschaulicht, indem einer unter die Glode gesetzten Maus zum gemeinsamen, boshaften Vergnügen die Lust allmählich entzogen, dann aber wieder zugeführt wird, so daß das arme Tier abwechselnd das Bewußtsein verliert und wieder zu sich kommt. Das unarmherzige Spiel wird ellihe Male wiederholt, bis dann schließlich die grausame Quälerei durch ein energischeres Auspumpen ihr Ende findet. „Pui Teufel, ist das ein Leben! Fortwerfen sollte man es, wie einen schmutzigen Lappen!“ so zieht der Lyriker die Moral aus seiner Geschichte, und der Dichter fügt hinzu: „Wir waren natürlich alle derselben Meinung, folgten diesem Rate aber doch nicht. Wir fühlten uns damals noch wohl hinter den Glaswänden, unter der Lustpumpe.“ Wer solchen trostlosen Pessimismus nicht huldigt und Arams mit einer starken Dosis Menschenverachtung verfezte Schilderungen menschlichen Wesens und Treibens mitunter als karifizierende Uebertreibungen empfindet, wird das Buch doch nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn mit jenen Plänen verfährt der gesunde, doch wieder von warmer Menschenliebe zeugende Humor, der aus den Erzählungen spricht. Vor allem sind die Bilder aus dem bäuerlichen Leben vortrefflich. Da werden freilich keine Salonbauern in der Art der Auerbachschen Dorfgeschichten geschildert, sondern dem Leben abgelauchte Typen, deren hervorragendes Charakteristikum brutaler Egoismus ist. Hier und da sind ja die Farben zu stark aufgetragen; aber gegenüber dem jetzt üblichen Märlein vom Bauer als einem Ansbund von Idealismus, von Gottesfurcht und frommer Sitte wirkt Arams Satire, die allemal die Dinge rücksichtslos beim Namen nennt, erfrischend. —

Theater.

n. Berliner Scala. „Quitt.“ Bauernkomödie von Robert Hiller. — Man muß es dem Stück und der Aufführung zu gute halten, daß die ganze Veranstaltung den Charakter eines Vereins-Unterhaltungsabends trug. Wollte man die Sache ernst nehmen, so könnte man in einen argen Zwiespalt mit sich selbst geraten, was eigentlich „blutiger“ war: Stück oder Aufführung. Doch, warum sollen nicht auch Dilettanten ihr Vergnügen haben, sowohl schriftstellernde, wie schauspielernde? Nur soll sich der Dilettantismus im Kreise seiner Bewunderer austoben und nicht jeglichen Schmar'n in die Deffentlichkeit tragen! Doch „mancher lernt's nie und dann noch schlecht“, und der Florian in Anzengrubers Weihnachtsstück „Heimg'sunden“ behält schließlich recht, wenn er so oft, wie nur irgend möglich sagt: „Nu n'z denn das sein?“

Ort der Handlung: ein bayrisches Gebirgsdorf. Zeit: Gegenwart. Den vom Hochmutsstempel beiseenen Halbwirt hat die Bauwut ergriffen. Er und der Klausbauer überbieten sich im Erörten von Ställen und Schennen. Doch zu dem ständigen Bauen gehört allemal Geld, und eine bayrische Gebirgsheule wirft von dem Zeug nicht allzuviel ab. Der Halbwirt will aber im Bau-Duell nicht unterliegen: er giebt sich dem Ortswucherer Dr. Steffen in die Finger, wird der „stille Compagnon“ derselben, nimmt Ansummen von Geld ein, ohne zu wissen woher und wofür usw. Der Wucherer aber hat ein Auge auf das hüliche Wirtshäuserlein, die Rosel, geworfen. Das Mädel verabsieht jedoch den alten Ganner. In einer gänzlich unmotivierten Schlusszene, in der sehr viel „Fün“ gerufen und noch mehr ausgespuckt wird, läßt sich der Wucherer von der Rosel und einem Holznecht überlöpeln: er giebt den vom Halbwirt untergebrachten Schein heraus und — der Titel des Stückes, „Quitt“, ist gerechtfertigt.

Eigentlich wußte, nach dem letzten Zusammenziehen des Vorhangs, niemand, ob die Geschichte zu Ende war; nach einigem

Jögern und Warten aber verkieß man, meß oder weniger unbefriedigt, den Theaterjaal.

Gespielt wurde, selbst wenn man nur Dilettantenleistungen in Betracht zieht, unter aller Kanone: ein oberbairisch-reden-wollender Halbwirt, eine um einige Nuancen bessere Wirtin, ein lipelnder Oberförster, ein ganz unverständlich hupsender und brillender Bauernburisch usw. usw. —

Aus der Urzeit.

— Fossile Menschenhädel aus der Diluvialzeit. Ein höchst wichtiger Fund fossiler Menschenreste ist in der Nähe von Agram in Kroatien gemacht und von Professor Stramberger wissenschaftlich untersucht worden. Nach der „Kölnischen Zeitung“ handelt es sich um nichts Geringeres als um ein Gegenstück zu dem berühmten 1856 im Neanderthal bei Düsseldorf gefundenen Schädel, dessen von der heutigen sehr abweichenden Form von Schaffhausen als normal und einer steinzeitlichen Menschenrasse angehörig, von Birchow dagegen als pathologische Abnormität gedeutet wurde. Nach dem Bericht von Professor Knaath müßte aber nunmehr die letztere Deutung aufgegeben werden, denn bei Agram sind die Schädelreste von nicht weniger als acht menschlichen Individuen gefunden worden, welche sämtlich die Eigentümlichkeit des Neanderthaler Schädel zeigen. Bei den Agramer Schädeln sind sogar die gewaltigen Augenbrauenbogen, die den Schädel vom Neanderthal charakterisieren, noch kräftiger entwickelt, so daß man die kolossal entwickelte Stirnwulst wohl als eine anthropoide Bildung bezeichnen könnte. Die große Zahl der Schädel beweist, daß man es mit einer Masseneigentümlichkeit zu thun hat, die eine sehr erheblich niedrigere Entwicklungsstufe des Menschen charakterisiert, und ferner ergibt sich daraus in Verbindung mit dem Neanderthaler Funde, daß jene steinzeitlichen, dem Affentypus näher stehenden Menschen über einen großen Teil von Mitteleuropa verbreitet waren. —

Humoristisches.

— Serenissimus als Brotgeber. „Ich würde Ihnen raten, meine Herren Professoren, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Ein Fürst kann ohne Wissenschaft bestehen, aber ein Professor nicht ohne Fürsten.“ —

— Der „Zeitungs-schreiber“. Richter: „Was wollen Sie, anständigere Behandlung? Sie bilden sich wahrscheinlich ein, Sie sind ein Raubmörder?“ —

— Er verzichtet. Richter: Gegen dieses Urteil können Sie Berufung einlegen; doch können Sie auch darauf verzichten. — Angeklagter: Ich verzichte auf das Urteil. — (Jugend.)

— Der deutsche Stil im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch ist auf einer besonders stolzen Höhe in dem § 919, Absatz 1, wo es wörtlich heißt: „Der Eigentümer eines Grundstückes kann von dem Eigentümer eines Nachbargrundstückes verlangen, daß dieser zur Errichtung fester Grenzzeichen und, wenn ein Grenzzeichen veräußert oder unkenntlich geworden ist, zur Wiederherstellung mitwirkt.“ —

Notizen.

— Hermann Gehermans neues Bühnenstück „Der Panzer“ erregt in Amsterdam großes Aufsehen. Das Stück richtet sich gegen den Militarismus; der „Panzer“ verfinstlicht den Militarismus, der sich erdrückend um den Leib des Volkes legt. —

— Alfred Sormanns Oper „Sibylle“ geht am 31. Dezember erstmalig im Opernhause in Scene. —

— Otto Julius Bierbaum ist, wie die bei Schuster u. Loeffler erschienene Halbmonatsschrift „Die Musik“ mitteilt, mit einer neuen Textbearbeitung der Oper „Don Pasquale“ von Donizetti beschäftigt. Die musikalische Revision dieser Neuausgabe, bei der Donizettis reizende Rezitative wieder vollständig zur Geltung kommen sollen, besorgt Dr. Wilhelm Kleeefeld. Das Stadt-Theater zu Frankfurt a. M. hat das Recht der Erstaufführung, die noch in dieser Saison stattfinden soll, erworben. —

— In den Vorstand der Großen Berliner Kunstausstellung 1902 wurden gewählt: 1. Vorsitzender Professor H. Rumpf, 2. Vorsitzender Prof. Hans Meyer, Schriftführer Professor D. Günther-Raumburg und Otto Proben, als Säckelmeister Professor Dr. F. Harper und Architekt Solf. Die Geschäftsführung hat wie bisher Herr F. v. Bayer. —

— Die „Neue Gemeinschaft“ ist in die Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit nach — Schlachtensee geflüchtet. Dort hat sie ein größeres Grundstück gepachtet mit Bäumen, Gemüsegärten und einem Wohnhaus mit 30 Zimmern. Geburts-, Tauf-, Verlobungs- und Totenfeste der „Neuen Gemeinschaft“ sollen fortan nur auf dem Schlachtensee, „Gefilde der Gemeinschafts-Seligen“ gefeiert werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. Dezember.